

Subjekt und Objekt in einem

Die feministischen Wurzeln der zweiten bundesdeutschen Frauenbewegung

von Sabine Zurmühl

Feminismus ist für mich der Blick in die Welt, der wach und nüchtern wahrnimmt, wo in diesem Leben die Frauen sind, was sie tun und nicht tun, was sie dürfen und nicht dürfen, wie die kulturellen Bilder stärken und schwächen; wer die Parameter setzt für die Geschlechterbilder – der Blick, der wahrnimmt, wo Neues sich abzeichnet, welche Wünsche Frauen haben nach Erhalt und nach Entwicklung, Tradition und Veränderung. Feminismus ist damit ein politischer Ansatz, der einerseits eine feste Perspektive auf Frauen voraussetzt, in Analyse, Inhalten, Forderungen und Visionen aber ein fortwährend dynamisches, sich ständig veränderndes System darstellt. Dies betrifft politische Programme genauso wie Schlussfolgerungen für den privatesten Bereich.

Die jungen Frauen, die in den Siebzigerjahren in der Bundesrepublik den Feminismus für sich entdeckten, waren Kriegs- und Nachkriegstöchter. Sie hatten das Trauma des Krieges, der Entwurzelung, der Destruktion der Familien als Kinder unmittelbar erlebt: Soldatenväter, die nicht zurückgekommen waren, Spätheimkehrer und Kriegsversehrte, unendliche Geschichten über Angriffe, Sterben, Mangel, Treue, Untreue, Verlust und Trauer bei gleichzeitigem großen Verstummen über die Verbrechen der Nazizeit. Daneben oft die Erfahrung der kleinen Mädchen, dass ihre Mütter Stärke bewiesen, berufstätig waren, Kraft hatten und Autorität. Diese »starken« Mütter aber signalisierten gleichzeitig, dass Mädchen »brav« zu sein hatten, nicht laut, nicht vorlaut, in ihren Ansprüchen zurückzustehen hätten hinter den Vätern und Brüdern; dass die »Trümmerfrauen« die Ausnahme gewesen seien und das »Richtige« die Vaterfamilie. Mein kriegsversehrter ruhiger Vater, der als Schauspieler und Sprecher nicht mehr arbeiten durfte und zu Hause blieb, war das heimliche Zentrum

» Dieser Ansatz einer solidarischen Schwesterlichkeit setzte riesige Kräfte frei und wurde eine Erfolgsgeschichte; durften doch Helferinnen und Hilfeempfängerinnen nur zu oft identisch sein, Selbsthilfe, Selbsterfahrung, Entdeckung und Analyse der eigenen individuellen Situation als Grundlage politischer Forderungen – diese soziale Arbeit galt als das befreite Gegenmodell der isolierten weiblichen Hausarbeit.«



Sabine Zurmühl, Journalistin, Autorin und Mediatorin (BAFM), war Mitgründerin und -herausgeberin der feministischen Zeitschrift Courage, die von 1976 bis 1984 in Berlin erschien.

der Familie. Die Mutter, die berufstätig war, den Einkauf regelte, kochte und sauber machte, das wenige Geld verwaltete und damit eigentlich für alle Entscheidungen die Autorität der Familie war, signalisierte dennoch, wie gern sie dieses andere »alte« Leben gehabt hätte, die Vater-Mutter-Kind-Familie mit IHM als Bestimmer.

Ich war bereits als Kind versessen auf Gerechtigkeit, nahm wahr, wo Menschen zu kurz kamen oder unangemessen behandelt wurden. Das brachte mir so schöne Ämter wie das der Vertrauensschülerin ein, prägte aber auch spätestens mit der Studentenbewegung an der Universität die Erkenntnis, dass Männer den Frauen vorgezogen wurden und diese das nur selbstverständlich fanden. Neben der Sittsamkeitslehre für Frauen, wie wir sie als Töchter der Fünfzigerjahre vermittelt bekommen hatten, durften wir als erste Generation der Nachkriegszeit die Erfahrung machen, dass uns Bildung zur Verfügung stand. Es gab die Botschaft: Wenn du willst, kannst du es auch im Beruf weit bringen. Frisch examiniert und leistungshungrig mussten dann aber viele von uns feststellen, dass die gesellschaftliche Akzeptanz für Frauen miserabel war. Nicht selten fühlten wir uns von unseren Müttern verraten.

Die Studentenbewegung hatte sich der Stützung der Schwachen verschrieben, der sozial Entrechteten: »Dem Volke dienen«, den Unterprivilegierten eine Stimme geben. Dieser caritative Ansatz, der mit Sicherheit auch dem Schuldverständnis der Naziverbrechen der Elterngeneration entsprang, ließ sich bruchlos auf Frauen übertragen: Frauen helfen Frauen. Der bundesdeutsche Feminismus entwickelte letztlich den Ansatz der alten Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts mit ihrer Sozialarbeit fort: Häuser für geschlagene Frauen, Arbeit mit Prostituierten, Frauenbildungseinrichtungen, psychologische Beratungs-

stellen für Frauen, Gewerkschaftsvertretungen für Frauen, Geburtshäuser und vieles mehr. Dieser Ansatz einer solidarischen Schwesterlichkeit setzte riesige Kräfte frei und wurde eine Erfolgsgeschichte; durften doch Helferinnen und Hilfeempfängerinnen nur zu oft identisch sein, Selbsthilfe, Selbsterfahrung, Entdeckung und Analyse der eigenen individuellen Situation als Grundlage politischer Forderungen – diese soziale Arbeit galt als das befreite Gegenmodell der isolierten weiblichen Hausarbeit. Stellte sie doch – und das war neu – die Frau als Subjekt und Objekt in den Mittelpunkt, jenseits der kulturellen Zuweisung als ewig Zweite. Die Impulse des gemeinsamen Arbeitens und der feministischen Forderungen hießen: Glaub den Opfern. Erkämpfe die Würde der Frauen. Trau dir etwas zu. Liebe dich selbst. Akzeptiere deinen Körper. Sage mutig deine Meinung.

Dieses Gegenprogramm zu leben, durchzuhalten, immer wieder mit neuer Energie aufzuladen in der Wachheit und Kritik-Lust, fordert Kräfte und braucht Mitstreiterinnen, die stützende Andere, die Chance, sich mit Gleichdenkenden auch einmal auszuruhen und hoffentlich auch zu lachen und Erfolge zu feiern. Die Erfolge sind im Werden, die Sensibilität für Frauenverachtung und Gewalt gegen Frauen, in den kulturellen Zuschreibungen, für die realen Anteile der Frauen an Entscheidungs- und Machtebenen in der Gesellschaft sind vorhanden. Wie

immer bietet die Spanne der Reaktionen auf Frauenfeindlichkeit zwischen (zu großer?) Ernsthaftigkeit, vielleicht Humorlosigkeit und dogmatischer Verbotskultur auf der einen Seite und einem gelassenen Ertragen, fantasievollem Spott oder auch genereller Verweigerung des Dialogs eine schöne Fläche der Auseinandersetzung innerhalb des Feminismus.

Was aber die neuen jungen Frauen hoffentlich besser machen, ist die offene und positive Beschäftigung mit Kindern, mit der Potenz von Frauen, schwanger zu sein, mit dieser so schwierigen Aufgabe, das soziale Spektrum für Frauen in der Erwerbstätigkeit und im professionellen Wettbewerb zu erweitern und gleichzeitig auf Kinder nicht verzichten zu müssen. Viele Feministinnen der ersten Stunde haben, bewusst oder unbewusst, ihren Kinderwunsch geopfert. Die Unterstützung – auch der feministischen Freundinnen – war gering, die »Fruchtbarkeits«-Frauen wurden schnell herabgesetzt und gern in die Mutterkreuz-Ecke gestellt. Der Blick auf und die Notwendigkeit der eigenen Entwicklung, Selbstverwirklichung, waren wohl drängender. Heute ist die »Fruchtbarkeitsfrage« das weite Feld für die Zukunft von Frauen, für das der Feminismus im kulturellen, professionellen, psychologischen, politischen und privaten Feld noch reichlich Strategien und mutige positive Visionen entwickeln darf.